

Nr. 24. Posen, den 14. Juni. 1891.

Hertha.

Novelle von Julius Steinbach.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Niklas! Niklas!“ rief der alte Forstrath, indem er dazwischen gellend auf dem Finger pfiff, sodaß der im Garten befindliche alte Forstgehilfe erschrocken auffuhr.

„Ich hab' ihn gesehen, mit meinen eigenen Augen hab' ich gesehen!“ schrie Meinhardt vom raschen Laufe athemlos.

„Sehr wohl,“ versetzte Niklas mit verdutztem Gesicht, „aber halten zu Gnaden — wen?“

„Wen? Dumme Frage! wen — den Wolf!“

„Ah,“ sagte Niklas mit einer Geberde des Staunens. „Also doch.“

In diesem Augenblicke kam Walter durch das Gartenthor.

„Na, das nenn' ich glücklich treffen,“ rief ihm der Forstrath entgegen. „Eben wollte ich nach Ihnen schicken. Ich bin Ihnen eine feierliche Ehrenerklärung schuldig.“

„Mir? Wie käme ich dazu?“

„Wie Sie vielleicht am wenigsten vermuthen. Sie haben mit Ihrer Bemerkung damals wegen des Röhrichts Recht gehabt. Der Wolf sitzt drinnen.“

„Ich habe das seit längerer Zeit erwartet, denn schon vor einigen Tagen war es mir, als zeigten sich im Sande am Flusse neuerdings Spuren. Ich wollte nur Regen abwarten, um meiner Sache gewiß zu sein, denn meine erste Behauptung hat mir Spott und Gelächter genug eingetragen.“

„Nun lassen Sie es sich abbitten. Sie sind doch morgen bei dem Triebe?“

„Welche Frage! Wie sollt ich nicht?“

Der plötzliche Allarm hatte sich schnell im Hause verbreitet. Hertha kam zum Essen zu rufen und sich nähere Daten über den Wolf zu holen, der sie so lange gefangen gehalten hatte.

„Du darfst mir morgen nicht über die Treppe, Mädchen! Und überhaupt so lange nicht, bis ich Dir freien Paß gebe. Dies mal ist's Ernst!“ sprach Meinhardt. „Aber nun kommt zur Suppe. Den Appetit soll uns der leidige Wolf nicht verderben.“

Man aß und besprach sich noch genauer über die morgige Streifjagd, als Kurt eintrat, und mit einem finsteren Blicke auf Walter, ohne dessen Gruß zu erwidern, sich an den Tisch setzte.

Der Forstrath war durch die Aussicht auf die Jagd in heitere Laune gerathen und theilte Kurt seine Entdeckung mit, die dieser gleichgültig anhörte.

„Du kannst nun Deine Freikugeln hervorsuchen,“ meinte der Alte in gutmüthigem Scherz. „Noth thät's.“

Hertha hatte ihrem Vater die Geschichte längst gestanden.

Walter warf einen forschenden Blick auf Kurt. Der sonst so heitere junge Mann war vollständig verändert. Die frische Gesichtsfarbe hatte einer unangenehmen Bläße Platz gemacht. Das sonst mit fast allzuvieler Sorge gepflegte blonde Haar hing ihm unordentlich und wirr um die Stirne, und das glanzlose Auge sah meist starr vor sich hin auf den Tisch. Er sprach wenig und unzusammenhängend. Nur wenn sein Blick auf Hertha oder Walter fiel, glühte ein düsterer Strahl in seinem Auge auf.

Man erhob sich vom Tische. Walter beschäftigte sich mit den Gewehren Meinhardts und setzte sie in den gehörigen Stand für die bevorstehende Jagd. Hertha nahm ihre Arbeit wieder auf.

Kurt lehnte am Fenster, drückte die Stirne an die Scheiben und sah über die allmählich grün werdenden Bäume hinweg in's Weite. Endlich schritt er auf seinen Oheim zu und winkte demselben, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen.

„Was soll's, mein Junge?“ frug dieser, nachdem er die Thür hinter sich zugezogen hatte, mit fast väterlicher Besorgniß, denn die heftige Aufregung, in der sich Kurt befand, war ihm nicht entgangen. „Du siehst ja aus, als hättest Du Fieber!“

„Ich trage seit langer Zeit etwas auf dem Herzen, was ich endlich abwälzen muß. Aber lassen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer gehen.“

Meinhardt folgte ihm kopfschüttelnd.

„Seit einiger Zeit, seit wann brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, hat sich zwischen uns eine Spannung gelagert, deren Grund ich unmöglich in mir allein suchen kann,“ begann Kurt mit stockender, seltsam klingender Stimme. „Es ist mir nicht gelungen, das Wohlwollen, das Sie mir bei meinem Eintritte in Ihr Haus bezeigten, und um welches mich fremde Einflüsterungen brachten, wieder zu erringen.“

„Halt da!“ unterbrach Meinhardt seinen Neffen. „Offen heraus und keine verblümten Redensarten! Wenn Deine Anspielungen, und ich werde mich wohl kaum täuschen, auf Walter Hohenhausen gehen, so lege ich von vornherein Protest dagegen ein, einen Mann verunglimpfen zu hören, dessen Charakter ein durchweg tadelloser ist.“

„Man kann sich täuschen, Onkel, und der Wolf im Röhricht ist vielleicht weder der einzige noch der schlimmste hier herum.“

„Hast Du es auf bloßes Schimpfen abgesehen," entgegnete Meinhardt frostig, indem er aus seinem Lehnstuhle aufstand, „so gieb Dir weiter keine Mühe, denn es wäre gänzlich fruchtlos."

„Ist diese Ihre Ueberzeugung wirklich so unerschütterlich als Sie sagen, so thut es mir leid, daß ich derjenige bin, der sie zuerst wankend machen soll."

„Laß sein, Kurt! Sieh, ich will Dir drei Worte im Vertrauen sagen. Ich habe das Alles längst durchschaut. Nicht fremde Einflüsterungen sind es, die unser herzliches Verhältniß gestört haben, sondern Dein eigener Leichtsinn, mit dem Du meine früheren Winke in den Wind schlugst. Ich habe mich, ich will nicht sagen in Deinem Herzen, aber doch in dem Kerne Deines Charakters getäuscht, und in Dir das nicht gefunden, um meinen Plänen gerecht zu werden. Du mußt Dir eine andere Bahn wählen, denn auf dieser wirst Du es nie zur Mittelmäßigkeit bringen. Hängt es von mir ab, Dir meine Stelle zu übertragen? Mein Fürwort hätte wohl einiges vermocht, aber maßgebend ist meine Stimme nicht. Du hast Dir unter dem Posten eines Forstbeamten eine Sinecure vorgestellt, und statt deren eine mühevolle Bahn gefunden, für deren Annehmlichkeiten Du den Sinn nicht in Dir trägst."

„Und auf der ich auch, sobald als immer möglich, einem Würdigeren weichen will," sprach Kurt bitter dazwischen, „besonders da er schon in Bereitschaft steht."

„Das ist Undank, Kurt!" rief der Alte, dem die Stirnader zu schwellen begann, „willst Du gehen, so werde ich Dich nicht hindern; aber es ist Gewissenssache für mich, Dich nicht die kräftigsten Jahre im Müßiggange vergeuden zu sehen."

„Wenn ich einige Zeit vergeudet habe, so haben Andere, wie ich sehe, diese besser benutzt, und Sie selbst boten willig die Hand, um mich aus dem Felde zu schlagen. — Sie brechen Ihrem Verwandten in zweifacher Weise das Wort und werfen mir den Bettelstab brutal vor die Füße. — Ich nehme weder Gnaden noch Beleidigungen an."

„Wenn von gebrochenem Wort hier die Rede sein kann, so bist nur Du es, der sich selbst und mir nicht das Wort hielt. Was Dir Herzenskummer macht, ist, mich schmerzt es zu sagen, Deine maßlose Eitelkeit, Dein geckenhafter Stolz. Hat Deine Nachlässigkeit Dich um meine Zuneigung gebracht, so hat die Anmaßung, mit der Du Hertha gegenüber aufgetreten, Dich nothwendig auch um ihre Neigung bringen müssen. Du hattest zwei gute Karten in der Hand und hast sie beide muthwillig verworfen. Wenn Hertha keine Neigung für Dich zeigt, obwohl es Anfangs so schien, so nimm Dir daraus die gute Lehre, daß nicht alle Weiber an den Flittern läppischer Tändelei hängen."

„Spricht dafür etwa der Umstand, daß meine tugendhafte Cousine sich zärtliche Stelldichein hinter dem Rücken des Vaters giebt?"

Eine lange Pause folgte auf die höhnische Bemerkung. Der Forstrath sah seinen Neffen, der mit der Miene gleichgültiger Unverschämtheit vor ihm stand, mit einem durchdringenden Blick an.

„Aus Dir spricht entweder vollendete Narrheit oder die schändlichste Bosheit."

„Sie haben das Näherliegende vergessen: Die Wahrheit! Ich habe dieselbe heute so zufällig entdeckt, wie Sie den Wolf. Fragen Sie Ihre Tochter, aber ersparen Sie ihr die Beschämung, die interessante Lücke ihres Herzens vor mir aufdecken zu müssen."

„Ah — Du hast den Muth nicht, Beiden Aug' in Aug' Deine Lüge zu wiederholen?"

„Wozu? Sie würden doch nicht zu leugnen vermögen. Erlassen Sie uns Allen eine Szene, die Sie höchstens zu Donnerwettern, Hertha zu Nervenzufällen führt. Ich gehe und mit mir schwindet jedes Hinderniß."

„Du hast Deinen Abgang mit raffinirter Bosheit berechnet," entgegnete der alte Meinhardt mit schmerzlichem Lächeln und öffnete sein Schreibpult. „Hier," er legte einige Papiere auf den Tisch, „Deine Zeugnisse, Dein rückständiges Gehalt, und hier für die nächste Zeit Deines neu zu wählenden Standes das Nöthige. Aus meinem Hause sollst Du nicht gehen und sagen, ich hätte meines Bruders Sohn wie einen Bettler in die Welt geschickt."

„Bemühen Sie sich nicht, ich habe mehr als ich bedarf. — Wenn Sie von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen mitgetheilt, sich überzeugt haben werden, denken Sie vielleicht mehr an mich, als Ihnen lieb sein dürfte."

Mit diesen Worten drehte er sich ohne Gruß an den Alten um und verließ das Zimmer.

Im Vorübergehen warf er Walter, der noch immer mit den Gewehren beschäftigt war, einen Blick zu, vor dessen Ausdruck dieser einen Schritt zurückwich. Dann ging er zur Thür hinaus, schwang das Gewehr über die Schulter und wandte sich gegen den Fluß zu.

Meinhardt blieb eine geraume Zeit in seinem Kabinet; endlich rief er Hertha.

Das Mädchen, welches weder Kurt bei seinem Fortgehen näher betrachtet, noch eine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, bemerkte nicht ohne Befremden die Veränderung in dem Gesichte ihres Vaters, der hastig durch das Zimmer schritt. Endlich blieb er vor ihr stehen und sah ihr lange und fest ins Gesicht. Hertha ertrug den scharfen Blick mit der Ruhe einer ungetrübten Seele und in ihrem Auge zeigte sich keine Befangenheit.

Der Alte bot ihr wie versöhnend die Hand. „Nein, nein! — nicht wahr, Hertha, Du könntest mich nicht belügen?"

„Habe ich auch nur Anlaß zu der Frage gegeben," entgegnete die Angeredete, mit kindlicher Zärtlichkeit die dargebotene Hand an ihre Lippen drückend, „so schmerzt es mich. Kannst Du an mir zweifeln?"

Ich nicht, — aber es giebt Personen, welche es als eine Art von Vergnügen betrachten, den Ruf Anderer in den Koth zu treten."

„Wie, Vater — hätte Kurt?"

„Er hat mir soeben eröffnet, in meinem Hause nicht länger bleiben zu wollen, und warf mir vor, mein Wort gebrochen zu haben. Bevor er jedoch schied, konnte er nicht umhin, mir eine Eröffnung zu machen, die vielleicht die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt hätte, wenn ich die unlautere Quelle, der dieses Motiv entsprang, nicht kannte. Antworte mir jetzt offen und ohne Scheu auf meine Frage. Ist zwischen Dir und Walter Hohenhausen etwas vorgefallen, was Kurt zu einer ehrenrührigen Bemerkung gegen Dich Veranlassung geben könnte?"

Hertha's Antlitz überzog ein tiefes Roth; dann warf sie sich an des Vaters Hals und die lange zurückgedrängten Gefühle machten sich in Thränen Luft.

Eine düstere Wolke legte sich auf die Stirne des Alten.

„Vergieb, gutes Väterchen, aber ich war nicht so aufrichtig gegen Dich, wie es Deine Liebe zu mir verdient hätte. Glaube jedoch nichts Arges von mir. Es lag mir so schwer auf dem Herzen, und ich konnte den Muth nie gewinnen, es Dir anzuvertrauen, da ich es mir selbst nicht gestehen wollte. Aber es ist nichts vorgefallen, was ich zu verheimlichen Ursache hätte."

„Seit wann hast Du Hohenhausen nicht gesehen?"

„Heute Morgen, als ich im Föhrenwalde las, begegnete ich ihm."

„Und früher hast Du ihn nie allein gesprochen, keine Zusammenkünfte gehabt?"

„Nein!" entgegnete Hertha, indem sich ein Zug edlen Stolzes über ihr Gesicht legte. „Mir ziemt es nicht, Dir gegenüber eine Sprache zu führen, die wie ein Vorwurf klingen könnte; auch fehlen mir Beweise; eine Vermuthung quälte mich seit lange, Du hättest mit Hohenhausen in einer Weise von mir gesprochen, die dieser als eine Ermuthigung ansehen und glauben könnte, es sei eine indirekte Einwirkung durch Dich auf ihn beabsichtigt worden. Hat nicht vielleicht die väterliche Zärtlichkeit Dir einen solchen Streich gespielt? Denn heute, als Walter von mir schied, dünkte mich's, als sei sein Blick, seine Sprache eine andere gewesen; auch küßte er meine Hand."

„Närrisches Kind, hälst Du mich für so albern, Dich, so zu sagen, ihm an den Hals zu werfen? Ich müßte mich sehr täuschen, oder Walter geht es nicht besser als Dir, und nur eine fast zu weit getriebene Delikatesse hat ihn bis jetzt abgehalten, bestimmter aufzutreten. Aber — man wird aus Euch Weibern doch nie recht klug — wie wars denn so eigentlich mit Kurt?"

„Hierin verdiene ich Vorwürfe, wenn auch nur deshalb, daß ich nicht von Anfang an Kurt entgegentrat und ihn von dem Wahne befreite, in dem er befangen war. Später schien er meine diesbezüglichen Aeußerungen nicht für Ernst zu nehmen, und in jüngster Zeit machte mich der Gedanke oft traurig, es könnte doch eine tiefere Neigung sich seiner bemächtigt haben, so niedergeschlagen sah er aus."

(Fortsetzung folgt.)

Dienstmann Nr. 18.

Von D. Colonius. (Nachdruck verboten.)

In New-York besteht eine Agentur, welche bekannt macht, daß sie stets Kavaliere auf „Lager" habe, die sie alleinstehenden Damen zu beschützender Begleitung auf der Straße und in Gesellschaft zur Verfügung stellt. Man kann diese Idee unbedingt eine sehr glückliche nennen, denn bei der Unsicherheit der Straßen nach Anbruch der Dunkelheit in großen Städten, sowie bei den Vorurtheilen der Gesellschaft, welche jede alleinstehende Dame, sobald sie sich öffentlich zeigt, übel beleumundet, sind einzelne Damen übel daran und des Schutzes wohl bedürftig.

Allein ganz neu ist diese Idee nicht, und sie erinnert mich an folgende Geschichte, welche sich anfangs der sechziger Jahre, als die Dienstmanns-Institute eben aufgekommen waren, in Dresden ereignet hat. Man beauftragte damals die Dienstmänner nicht blos als Handarbeiter, sondern als Kommissionäre für jeden Zweck.

Da erschien eines Tages — es war in der Faschingszeit — eine schöne junge Dame im Kontor des Instituts-Direktors Eduard Gruċe und fragte, ob das Institut einen Mann besäße, welcher geeignet wäre, ihr als Begleiter zu einem Maskenball zu dienen.

Dieser Auftrag war zwar etwas ungewöhnlich, aber Grucke wußte Rath zu schaffen. Unter seinen Getreuen befand sich einer, der in früheren Zeiten glücklichere Tage gesehen hatte, in den Manieren der sogenannten vornehmen Welt gut bewandert war und dieselben noch nicht ganz über Bord geworfen hatte, obwohl er mit frohem Muthe die Dienstmannskarre zog. Seine Gefährten nannten ihn den „Franzosen", weil er der französischen Sprache mächtig war und häufig Brocken aus derselben anwandte. Wer hätte sich zu der verlangten Kommission als besser eignen können als dieser?

Die Vorverhandlungen führten sonach zu einem befriedigenden Resultat, und am Ballabend erschien pünktlich Dienstmann Nr. 18 per Equipage in feinster schwarzer Toilette vor dem Hause seiner Auftraggeberin. Er ließ sich vom Dienstmädchen nach der guten Stube, vulgo Salon, geleiten und harrte seiner Schönen. Diese erschien in vollendetem Maskenkostüm — eine reizende Griechin. Der Ritter blieb indeß von ihrer Schönheit unberührt, er verneigte sich nur respektvoll und sah dann ruhig den weiteren Befehlen entgegen. Die Dame musterte ihn mit zufriedenen Blicken: er war von einem adeligen Kavalier der Hofchargen nicht zu unterscheiden. Dennoch fragte sie besorgt:

„Haben Sie auch wohl alles überlegt und sich meine Winke, die ich Ihnen über Ihr Verhalten gab, eingeprägt?"

„Oui, Madame."

„Sie werden mich nicht bloßstellen?"

„Non, Madame."

„Sprechen Sie mit der Gesellschaft so wenig wie möglich und folgen Sie stets meinen Anordnungen."

Der Dienstmann verneigte sich schweigend, um nicht zu viel zu sprechen. Dann warf er seiner Dame den Mantel über, sie reichte ihm ihren Arm und das seltsame Paar bestieg die Kutsche.

* * *

Die Gesellschaft, welche sich in X.'s Sälen zum Maskenball versammelte, war nur insofern eine auserlesene, als lediglich Angehörige der Geld- und Geburts-Aristokratie geladen waren und somit der gewöhnliche Bürgerstand streng ausgeschlossen blieb. Diese Absonderung bürgte für einen äußerst noblen Anstrich des Festes; ob sie für noble Denkungs- und Handlungsweise der Theilnehmer überhaupt bürgt, muß stets dahingestellt bleiben. Die junge Wittwe, die wir bereits als Auftraggeberin des Dienstmannes kennen gelernt haben, that daher, nachdem sie die Einladung, welche ihr zu diesem Balle seitens der Veranstalter zugegangen war, angenommen hatte, sehr wohl daran, sich eines männlichen Schutzes zu versichern.

Als sie in den Saal trat, die üppige Griechin am Arme des ernsten, stolz einherschreitenden schwarzen Domino — Dienstmann Nr. 18! — erregte das Paar allgemeine Aufmerksamkeit. Man erging sich in Vermuthungen, man suchte unter dem schwarzen Domino Barone, Grafen, Banquiers 2c. die schwere Menge, aber alle Anspielungen der das Paar umschwärmenden Masken waren erfolglos, das Räthsel blieb ungelöst. Auch die junge Wittwe, welche in der Gesellschaft nicht unbekannt war, verdankte es dem schwarzen Domino, daß man sie nicht erkannte: man vermuthete keinen Herrn an ihrer Seite. Sie konnte übrigens mit ihrem Begleiter sehr zufrieden sein; es gab keinen aufmerksameren Ritter auf dem ganzen Feste.

„Lassen Sie mich allein!"

Er entweicht. Aber sie braucht nur nach ihm auszuschauen und unmerklich mit dem Fächer zu winken, so ist er wieder an ihrer Seite.

„Die Maske dort verfolgt mich. Werden Sie eifersüchtig!" —

„Oui, Madame!" Und pünktlich besorgt er die Kommission, indem er zornsprühend dem Verfolger in den Weg tritt und, den Arm seiner Dame fest an sich pressend, dieselbe davon führt.

Die Demaskirung erfolgt. Frau X. ist über ihren Ritter völlig beruhigt. Sie kann sich auch ohne Maske mit ihm sehen lassen. Es folgen Erkennungsscenen, heiteres Geplauder. Nr. 18 postirt sich stumm gegenüber seiner Dame, der zuerst gegebenen Anordnung gemäß.

„Sie müssen heiter blicken und mit mir sprechen." Nr. 18 neigt sich mit liebenswürdigem Lächeln zu seiner Herrin und fragt, ob er die Ehre haben könne, sie zur Tafel führen zu dürfen.

Die Einladung wird angenommen, und der Dienstmann ist darüber entzückt. Eigentlich weniger der ihm zu theil gewordenen Gunst als der bevorstehenden Mahlzeit wegen. Denn mittelst der bis zur Demaskirung üblichen Federkiele stillt man kaum den Durst, viel weniger den Hunger.

Aber auch bei der Tafel ist er ganz Gentleman. Er prüft den Wein mit Kennermiene und genießt ihn mit weiser Mäßigung. Er läßt manchen Gang an sich vorüberwandern, ohne eine Miene zu verziehen, und weiß sich doch stillschweigend satt zu essen. Man suchte ihn in Gespräche zu verwickeln, um aus seinen Worten zu schließen, weß Geistes Kind er sei. Aber er geräth nicht ins Plaudern, sondern antwortet nur mit kurzen, geistreichen oder witzigen Anmerkungen die das Interesse und das Ansehen, welches er genießt, erhöhen. Dabei ist er stets jedes Winkes seiner Dame gewärtig, und ein Blick derselben genügt ihm, ihren Willen zu errathen.

„Das muß ein Adliger sein." — „Der ist gewiß sehr reich," — „Vielleicht ein Offizier," — so gingen die Vermuthungen, denn Nr. 18 war von seiner Herrin gewissermaßen in ein Inkognito gehüllt; sie hatte ihn ohne Namensnennung nur als Freund ihres Hauses vorgestellt, und da er sich in seinem Benehmen der Gesellschaft gewachsen, ja geistig überlegen zeigte, wozu übrigens gar nicht viel gehörte so mußte er, wie man annahm, schon etwas ganz Besonderes sein.

Der eigentliche Ball begann, und wieder bewährte sich Nr. 18. Er tanzte wie ein junger Gott und ließ sich nicht nur von seiner Herrin je nach Wunsch zum Tanze befehlen, sondern auch, wenn sie nicht mit ihm tanzen wollte, konnte sie bestimmen, ob und mit wem er sich unterdeß im Kreise zu drehen habe.

So ganz glatt sollte aber die Sache doch nicht abgehen. Beim Kotillon war Frau X. von zwei Herren fast gleichzeitig engagirt worden von einem Troubadour und einem Kreuzritter. Sie hatte den Sänger der Liebe bevorzugt vor dem Ritter der Religion und letzteren mit einer kurzen Bemerkung abgewiesen, obgleich ihm nach den Tanzregeln der Vorzug gebührte. Der Kreuzritter, ohnedies etwas erhitzt vom Wein, ward darüber zornig und verursachte eine heftige Scene. Die Griechin eilte zu ihrem Ballherrn, während der Gekränkte nachfolgte, eine Erklärung fordernd.

„Jetzt beschützen Sie mich!" bat sie ihn. —

„Oui, Madame!" war die Antwort. „Was wünschen Sie?" fragte dann der Dienstmann den Ritter.

„Herr, wer sind Sie?" fragte jener zornig zurück. —

„Der Beschützer jener Dame, welcher dieselbe gegen Ihre Zudringlichkeit vertheidigen wird!"

„Sie wagen zu behaupten, ich sei zudringlich?" —

„Ja."

„Sie sind es!" bestätigte auch die Dame.

„Das ist eine Lüge!" schrie jetzt der Zornige laut.

Frau X. erröthete vor Entrüstung, aber Nr. 18 blieb, wie bisher, ganz gleichgiltig und sagte kalt, als ob er es auswendig wüßte, wie bei solchen Gelegenheiten die Redensarten auf einander zu folgen haben: „Sie sind ein Unverschämter!"

„Herr, Sie beleidigen mich! Wer sind Sie?"

„Ein Mann vom Stande," sagte der Mann vom Stande Es war keine Unwahrheit, denn Nr. 18 hatte an der Ecke der Wilsdruffer Straße seinen festen Stand.

„Sie werden sich mit mir schlagen," fuhr jener fort.

Der Geforderte warf einen Blick auf seine Herrin. In ihren Mienen las er den Wunsch, die Forderung anzunehmen. Er erklärte sich gleichmüthig dazu bereit.

„Hier ist meine Karte, ich bin Offizier vom Regiment .... Bitte um die Ihrige," sagte der Kreuzritter, während sich ein Kreis von Kavalieren um die Streitenden sammelte.

Der Dienstmann griff in die Tasche. Da hatte er freilich nur seine Garantiemarken. Andere Karten besaß er nicht. Er erklärte also, er habe leider sein Kartenportefeuille nicht bei der Hand, sein Name sei „Francois von der Eck."

„Niederländischer Adel," sagte einer der Herren.

„Ja, niederländisch," meinte der Dienstmann, indeß die Griechin ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Gut, bestimmen Sie Zeit und Ort!" rief der rauflustige Kreuzritter.

„Das pflege ich gewöhnlich den Leuten zu überlassen, die mich fordern." Der Dienstmann sagte damit wieder keine Unwahrheit.

„Sie pflegen das so?" fragte ein Freund des Ritters besorgt. „Kommen denn bei Ihnen derartige Händel so oft vor?"

„Ja, ich thue gern einen Gang, und es findet sich dazu immer Gelegenheit", erwiederte der Dienstmann gemüthlich.

Man sah sich im Kreise besorgt um. Auch der Kreuzritter gerieth außer Fassung.

„Sie werden morgen Ihren letzten Gang thun, denn ich werde Sie tödten," rief er; doch sein Gegner lächelte ironisch.

„Das werden Sie nicht thun."

Er sagte dies mit einer solchen Bestimmtheit, daß man um das Leben des Offiziers immer mehr besorgt wurde. „Das ist ja ein wahrer Eisenfresser!" hieß es. „Der spricht von einem Duell, wie von einer Partie Schach!"

Nachdem der Kreuzritter, freilich ziemlich kleinlaut, Zeit, Ort und als Waffen Pistolen bestimmt hatte, versicherte er, mit seinem Geschirr rechtzeitig zur Stelle zu sein.

„Und ich mit dem meinigen. Pünktlichkeit ist die Hauptsache", bestätigte der Dienstmann. Dann engagirte er, da soeben der Tanz begann, seine Dame zu einer Polka-Mazurka, die sie ihm auf der Tanzkarte vorgemerkt hatte.

Erst in den Morgenstunden geleitete er seine Herrin, die sich außerordentlich gut amüsirt hatte, nach dem Wagen und fuhr mit derselben nach Hause. In dem Salon erhielt er seinen Lohn für die geleisteten Ritterdienste. Der Lohn des Ritters pflegt sonst wohl in süßen Küssen zu bestehen; hier war er weniger süß, hatte aber dafür eine ungleich reellere Grundlage. Er bestand in harten Thalern, welche gegen Marken des Instituts eingetauscht wurden.

Schließlich fügte die Dame noch ein anständiges Trinkgeld und ein freundliches Lächeln hinzu, was der Dienstmann dankbar annahm, indem er sich für weitere derartige Kommissionen zur geneigten Berücksichtigung empfahl. Er ging nach Hause, säuberte seinen Ballanzug, trug denselben zurück zu Redon ins Frackverleih-Magazin und begann dann sein Tagewerk. Als die Stunde des Duells gekommen war, begab er sich mit „seinem Geschirr", der Dienstmannskarre, an das Eingangsthor des großen Gartens, dem Orte des Rendezvous. „Francois von der Eck" war pünktlich zur Stelle, aber sein Gegner, der Offizier, erschien nicht.

Derselbe hatte entweder den „Ehrenhandel" vergessen, oder er fürchtete, dem Fremden gegenüber, der so gleichgültig von „Gängen" sprach und so sicher war, nicht getödtet zu werden, einen schlimmen Stand zu haben.

„Er hätte ruhig kommen können, meine Gänge thun ihm nichts", sagte der Dienstmann philosophisch und fuhr sein Geschirr wieder zurück.

Im Sommer des Jahres, in welchem diese Geschichte vorfiel, verschwand der „Franzose" aus den Reihen der rothen Dienstmänner. Gleichzeitig verließ Frau X. die Stadt. Man sagt, sie hätte ihn als Reisebegleiter und später sogar als legitimen Ehegemahl engagirt. Wenn sich dieses gut verbürgte Gerücht bestätigt, bleibt nur die Frage, ob er ihr dann immer noch so pünktlich Gehorsam leistet, wie damals auf dem Maskenballe!!

Heiteres.

Turfhumor. Baron Kalau ließ jüngst auf dem Rennplatze folgende Scherze hören: „Mein Sohn, sei klug und sage so wie ich: Am liebsten setze ich auf ein Pferd — mich selber!" — „Wenn Du im Turfjargon nicht bewandert bist und ein und das andere wichtige Fremdwort nicht verstehst, so wende Dich um Auskunft an einen guten Hindernißreiter — der „übersetzt" Alles!" — „Zwischen dem grünen Tisch und der grünen Wiese ist höchstens der Unterschied, daß die letztere mehr Spielraum bietet." — „Ein siegreiches „dunkles" Pferd wirft oft ein merkwürdig helles Licht auf die Geheimnisse des Turfs." — „Das Wort Spielzimmer wird in der Rennzeit stets unrichtig ausgesprochen, denn richtig accentuirt müßte es eigentlich heißen: „Spielt's immer!" — „Hast Du einen besonders heißen Favorit, so kannst Du wetten darauf, daß Du nichts — gewinnst." — „Wer schnell tipt, tipt doppelt — dumm." — „Bei manchem „Flieger" steht Dein Geld schlecht, und bei manchem „Steher" — fliegt es."

* * *

In Wien wurde bekanntlich vor etwa einem Jahr ein weltbekannter Finanzmann auf die lange und eifrige Verwendung hochgestellter Personen hin bei Hofe empfangen. An der Börse stellte man nun die Frage: „Welche Aehnlichkeit besteht zwischen dem Bankier R. und dem Erlkönig?" Die Antwort lautet: Beide erreichten den Hof mit Mühe und Noth.

* * *

Im Seebad. Bademeister: „Meine Herren, schnell aus dem Wasser! Es ist ein Haifisch in der Schwimmschule!"

Herr: „Gott! Was will der Haifisch in der Schwimmschul'? Er kann doch schon schwimmen!

* * *

Durch die Blume. Student (zu seiner Nachbarin): „Ich erlaube mir, Ihnen die neunte Blume auf's Spezielle zu kommen."

„Fürchten Sie denn aber nicht für morgen der Blumen Rache?"

* * *

Ein kluges Kind. Gretchen: „Sei doch ruhig, Hänschen; hörst Du denn nicht, daß Besuch im Nebenzimmer ist?"

Hänschen: Woher weißt Du denn das? Du warst doch gar nicht drin!"

Gretchen: „Aber ich höre, daß die Mama zu dem Papa „Schatz" sagt!"

* * *

Professor (in der höheren Töchterschule): „... Ich habe Ihnen, meine Damen, in der letzten Stunde mitgetheilt, daß das Gehirn des Mannes größer ist, als das der Frau. Was schließen Sie daraus, Fräulein Bertha?"

Bertha: „Daß es beim Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt!"

An Bord eines Dampfers ladet ein Passagier einen Matrosen zu einem Glase Rum ein. Der brave Seemann schüttelt den Kopf und sagt: Danke sehr, allein ich habe drei Gründe, dies abzulehnen: Erstens ist es mir noch zu früh am Tag, um mit Genuß zu trinken, dann liebe ich den Rum nicht und endlich hab' ich schon vier Gläschen Cognak zum Frühstück getrunken.

* * *

Auf dem Pferdemarkt ruft ein Händler seinem Gehilfen zu: „Jakobleben, setz' D'r auf den Braunen und reit' ihn dem Herrn Baron vor."

Jakob (leise zum Prinzipal): „Soll der Gaul zum Verkauf laufen oder zum Ankauf?"

* * *

Bei der Modistin. „Könnten Sie mir vielleicht Ihre neuen Modelle für die Frühjahrssaison zeigen?"

„Es thut mir leid, gnädige Frau, aber wir haben sie selbst noch nicht."

„Das ist sehr schade. Ich muß nämlich verreisen, und da hätte ich jetzt schon gerne gewußt, auf welcher Seite der Rose man dieses Frühjahr den Hut befestigen wird."

* * *

Die **Löwenbrücke** im Berliner Thiergarten hängt bekanntlich an Ketten, deren Enden von ehernen Löwen gehalten werden. Kürzlich ging ein Budiker mit seinem Sohne über die Brücke. Als er in der Mitte derselben angelangt ist, hält er an und verkündet seinem Sprößling die unanfechtbare Wahrheit: „Siehst de, Lude, wenn die Löwen nu det Maul uffsperren, fallen wir alle Beede ins Wasser."

* * *

Kasernenhofblüthe. Feldwebel: „Tritt der Kerl wahrhaftig mit dem rechten Fuße an! Und da soll sich Eugen Richter für den Militäretat begeistern!"

* * *

Die Familie des Schneiders Fips schickt sich an, einer verstorbenen Erbtante das letzte Geleite zu geben. Als Lude, der zwölfjährige Sohn des Hauses, angethan mit einer rothen Weste, in der Trauerversammlung erscheint, bedeutet ihm der strenge Vater, daß das nicht angehe, und heißt ihn, das unpassende Kleidungsstück sofort gegen eine schwarze Weste umzutauschen. Darauf erklärt Lude in weinerlichem Tone: „Wenn ick die rothe Weste nich tragen darf, dann freut mir det janze Leichenbejängniß nich mehr."

* * *

Paradox. Professor: „Sagen Sie mir, Herr Kollega, ist das nicht ein eigenthümlicher Sprachgebrauch? Sie erklären, daß Sie meine Ansichten theilen — also sind unsere Ansichten nicht getheilt; wenn Sie aber meine Ansichten nicht theilen, dann sind die Ansichten getheilt!"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.